

## Vorwort

Die Überlieferungsgeschichte gehört zu den bedeutendsten Forschungsparadigmata, welche die Altgermanistik resp. literaturwissenschaftliche Mediävistik in den letzten fünfzig Jahren hervorgebracht hat. Verbunden wird sie, nicht ausschließlich, doch vor allem mit dem Namen Kurt Ruhs (1914-2002) und der von ihm vor über vierzig Jahren initiierten und über ein Jahrzehnt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten ‚Forschergruppe für deutsche Prosa des späten Mittelalters‘ an der Universität Würzburg. Deren methodischer Ansatz wurde auch von Forschern außerhalb Würzburgs aufgegriffen bzw. traf auf verwandte Ansätze in anderen Forschungsfeldern (so z. B. im Bereich des Minnesangs). Um so mehr ist zu bedauern, dass das in manchem verwandte Konzept der national und international viel beachteten ‚New Philology‘ das früher schon hierzulande entwickelte überlieferungsgeschichtliche Paradigma nicht zur Kenntnis genommen hat.

Eines der Hauptziele des überlieferungsgeschichtlichen Paradigmas war und ist es, die Literatur des Mittelalters in ihrer historischen Situierung (‚Sitz im Leben‘, ‚Gebrauchssituation‘) zu erfassen. Methodisches Instrument hierfür ist die Analyse der spezifischen Bedingungen, unter denen Texte des Mittelalters überliefert werden: die Ermittlung und Auswertung kodikologischer und überlieferungsgeschichtlicher Daten (Auftraggeber, Schreiber, Besitzer, Entstehungszeit und -ort der Handschrift, Mitüberlieferung, Textgemeinschaften), mit denen die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte eines Textes erfasst wird.

Mit dem überlieferungsgeschichtlichen Paradigma eng verbunden waren und sind überdies die Beschreibung textgeschichtlicher Prozesse und deren Rückbindung an überlieferungsgeschichtliche Befunde, d. h. die Beschreibung textueller Varianz und ihrer Bedingungen. In diesem Zusammenhang wurden u. a. ganz neue Verfahren erprobt, um hochvarianter Textüberlieferung systematisch zu erschließen, ohne zu edieren.

Zu den Zielen des Paradigmas gehörte es aber auch, das Wechselverhältnis von Autor, Schreiber und Publikum zu analysieren und – vom pragmatischen Schrifttum her – besonders die Umformungen des lateinischen Schrifttums in die Volkssprache zu untersuchen. Überdies ging es darum, Perspektiven einer historischen Literaturgeschichte zu erarbeiten, die sich weitgehend von einer Literaturgeschichte der ‚Denkmäler‘ abhebt.

Dem überlieferungsgeschichtlichen Paradigma verdank(t)en sich schließlich auch neue editionsphilologische Verfahren, welche die editorischen Konsequenzen aus den text- und überlieferungsgeschichtlichen Befunden zogen. Ihnen lag nicht nur die Erkenntnis zugrunde, dass der Überlieferungsbefund Richtschnur für die Editions- und Editionsmethode zu sein habe. Sie waren auch geleitet von der Überzeugung, dass – bei allem Bestreben, die Überlieferung als Ganzes und Änderungen in ihrer Zweckbestimmung ernstzunehmen – der ‚Autortext‘ nicht als *quantité négligeable* behandelt werden dürfe. Die Sicherung des Ausgangstextes war und ist für textgeschichtliche Darstellungen nicht nur hinreichende, sondern auch notwendige Bedingung; nur so kann Textvarianz überhaupt in ihrer geschichtlichen Dimension angemessen erfasst werden. Darin unterscheidet sich das ältere überlieferungsgeschichtliche Paradigma grundsätzlich von der jüngeren ‚New Philology‘, die mit der noch stärkeren Betonung der Varianz die Unterscheidungslosigkeit der verschie-

denen Textzustände behauptet und damit den Text und seine Entwicklung aus dem Blick verliert.

Inzwischen scheint es längst an der Zeit zu sein, das überlieferungsgeschichtliche Konzept auf der Basis des aktuellen Forschungsstands und aktueller Theoriediskussion neu zu befragen. Zu diskutieren wäre zunächst, wie man den überlieferungsgeschichtlichen Ansatz weiterhin fruchtbar machen kann, ohne den Gefahren zu erliegen, die dem Ansatz inhärent zu sein scheinen: der Beschränkung auf detailreiche Handschriftenbeschreibungen, die selten zu verallgemeinerbaren Ergebnissen führen, der Bevorzugung von Gebrauchstexten, insbesondere von geistlicher Prosa, der Fixierung auf Editionen und überhaupt der Indienstnahme der Überlieferungsgeschichte für die Editorik. Problematisch erscheint heute mitunter auch die Verabsolutierung der Methoden, ablesbar an der Redundanz bei Handschriftenbeschreibungen und synoptischen Editionsmodellen. Auch sind manche der oben genannten Ziele kaum je umgesetzt worden: Befördert durch neuere poststrukturalistische Theoriemodelle, scheint der ‚Autortext‘ heute kaum mehr ernsthaft in den Blick genommen zu werden, und das Wechselverhältnis von Autor, Schreiber und Publikum wird häufig nur noch vom Endpunkt der Überlieferung aus betrachtet. Darüber hinaus wäre das Verhältnis der verschiedenen Sprachen ebenso neu zu bedenken (und um Positionen des Kulturtransfers zu erweitern) wie das Verhältnis der verschiedenen literaturgeschichtlichen Ansätze.

Ferner wäre zu erörtern, woran es liegt, dass das überlieferungsgeschichtliche Paradigma im Gegensatz zur ‚New Philology‘ international und interdisziplinär kaum zur Kenntnis genommen wurde. Liegen hier mangelnde Transferleistungen vor? Oder eignet sich der überlieferungsgeschichtliche Ansatz speziell für mittelalterliche deutsche Texte und hier vor allem für pragmatische Prosatexte (und nur für diese)? Zu sondieren wären also auch und gerade fachübergreifende Anwendungsmöglichkeiten des Konzepts, vor allem seine Anwendung in anderen (mediävistischen) Disziplinen wie etwa Geschichte, Philosophie(geschichte), Mittellateinische Philologie und Theologie(geschichte), die ebenfalls handschriftenorientiert arbeiten. Das längst übliche methodische Vorgehen der mediävistischen Musikwissenschaft im Bereich der Editionen einstimmiger Musik etwa ist bisher noch kaum in das Blickfeld der Textphilologen geraten und umgekehrt. Darüber hinaus wäre zu fragen, inwiefern die Verbindung des überlieferungsgeschichtlichen Paradigmas mit anderen Paradigmata, etwa der Medialität oder der Philosophiegeschichte, weiterführend sein könnte.

Neben solchen Grundsatzfragen lassen die folgenden Themenbereiche neue Erkenntnisse erwarten:

Nicht ausgeschöpft ist die Frage nach den handschriftlichen Textensembles, den ‚Überlieferungssymbiosen‘ und deren Sammlungskonzepten: Was besagt die je individuelle Kontextualisierung etwa eines Liedes in einer Liederhandschrift? Lassen sich individuelle Zusammenstellungen als Kommunikation zwischen Liedern bzw. als Komplement und Kommentar beschreiben? Welche Passagen wurden, wenn ein historisierender Romanentext oder ein Arzneibuch nur auszugsweise abgeschrieben wurde, bevorzugt ausgewählt und warum? Mit welchen anderen Texten wurden sie im neuen Kodex zu einer neuen Einheit verknüpft? Welche Texte und welche Autoren treten auf diese Weise miteinander in ein Gespräch? Wie sind sogenannte mystische Sammelhandschriften konkret

organisiert? Antworten auf diese Fragen geben Auskunft über ein historisches Verständnis der Texte, das die Forschung bislang nicht im Blick hatte.

Neu zu diskutieren wären schließlich auch die Möglichkeiten (und Grenzen) text- und überlieferungsgeschichtlicher Untersuchungen und Editionen im Zeitalter immer weiter zunehmender Verwendung der EDV. Immer mehr Repertorien, vorerst nur vereinzelt, doch mit zunehmender Tendenz auch Editionen sind inzwischen ausschließlich elektronisch verfügbar. Dazu kommt, dass immer mehr Überlieferungsträger (Handschriften, Drucke) digital aufbereitet und im Internet verfügbar sind. Die Auswirkungen dieser medialen Revolution sind noch nicht hinreichend reflektiert.

Diese Themen waren Gegenstand einer internationalen Tagung, die anlässlich des 100. Geburtstages von Kurt Ruh vom 8. bis 10. Mai 2014 mit Vertretern verschiedenster Fachdisziplinen an der Universität Würzburg stattfand. Der vorliegende Band enthält, ergänzt um einige weitere Beiträge, die ausgearbeiteten Referate dieser Tagung. Die Beiträge verbinden mehrheitlich methodische Reflexion mit exemplarischen Fallbeispielen und illustrieren so, wie das überlieferungsgeschichtliche Paradigma weiterzuentwickeln wäre. Sie fragen aber auch nach seiner Relevanz und Anwendbarkeit jenseits der Mittelaltergermanistik. Berichte aus der editorischen Werkstatt zeigen, welche editorischen Konsequenzen man heute, nach den Paradigmata ‚Überlieferungsgeschichte‘ und ‚New Philology‘, aus heterogenen Überlieferungsbefunden zieht und wie man sie darstellerisch bewältigt.

Den Band eröffnet ein in die Fach- und Forschungsgeschichte ausgreifender Beitrag von FREIMUT LÖSER (‚Überlieferungsgeschichte[n] schreiben‘, S. 1–19). Er zeichnet zunächst die Entstehung und inhaltliche Füllung des Konzepts ‚Überlieferungsgeschichte‘ Würzburger Prägung in den 1970 und 1980er Jahren nach, dessen Ansätze bzw. Methoden, so verschieden sie sein mochten, Texte als dynamische Größe fassten. Gefahren eines ausschließlich die Überlieferung in den Mittelpunkt stellenden Forschungsparadigmas – die dieses freilich nicht grundsätzlich in Frage stellen – sieht LÖSER in einer möglichen Marginalisierung des Autors und des Autortextes, in der Verselbständigung des erhobenen Datenmaterials und der Reduktion der Textgeschichte auf die Sammlung von Lesarten. Solche Gefahren machen eine Rückbesinnung auf die Qualitäten der Text- und Überlieferungsgeschichte nur um so dringlicher. Sie ist, so lautet die These, unter den gleichen Bedingungen zu konstruieren, denen eine jede Geschichtsschreibung unterliegt und hat wie diese auch ihren eigenen Erzählcharakter zu reflektieren.

Skepsis und Kritik formulieren die beiden folgenden Beiträge. Gegenstand der Überlegungen JOHANNES JANOTAS (‚Grenzen des überlieferungsgeschichtlichen Paradigmas‘, S. 21–41) sind die lateinischen Osterfeiern, die aufgrund ihrer Vielzahl – bislang sind 378 bekannt – und ihrer hohen Varianz nahezu optimale Voraussetzungen für den überlieferungsgeschichtlichen Ansatz zu bieten scheinen, gleichwohl aber vor grundsätzliche Probleme stellen: Nicht nur widersetzt sich die Varianz auf Wort- und Melodieebene jedem Versuch, einen genetischen Zusammenhang herzustellen bzw. diesen in einer stemmatische Ordnung abzubilden und somit Text- und Überlieferungsgeschichte zu schreiben. Die Melodieüberlieferung lässt überhaupt kaum jemals eine evidente Gruppenbildung erkennen, die auf die drei Grundtypen des Textes zu beziehen wäre, und ebenso wenig lässt sie sich regional, lokal oder institutionell gliedern. Auch hat sich er-

wiesen, dass identische Texte in verschiedenen liturgischen Gebrauchszusammenhängen verwendet wurden, worüber freilich nur die handschriftlichen Paratexte, nicht aber Texte und Melodien selbst Auskunft geben. Dass das vor allem an häufig überlieferter, umfangreicher und hochvarianter Gebrauchsprosa erprobte Methodeninstrumentarium für die lateinischen Feiertexte wenig geeignet erscheint, sieht JANOTA freilich nicht so sehr in deren geringem Umfang begründet, vielmehr in der Fixierung des ganzen text- und überlieferungsgeschichtlichen Ansatzes auf „die stemmatologisch relevanten Varianten“ (S. 40). Ad hoc-Bildungen, wie sie in der Überlieferung der Osterfeiern zuhauf begegnen, werden so nicht erfasst. Damit kommen aber auch gänzlich andere Motive für Textvarianz nicht mehr in den Blick, im Falle der Osterfeiern etwa das Motiv des „Bewahrens durch Veränderung“. JANOTAs Beitrag ist ein Votum dafür, den text- und überlieferungsgeschichtlichen Ansatz um solche Aspekte zu erweitern, und zugleich ein nachdrücklicher Appell, frömmigkeits- und ideengeschichtliche Aspekte, wie sie dem Ansatz von Anfang an inhärent waren, nicht aus dem Blick zu verlieren.

Hingegen schließt der Beitrag BERNHARD SCHNELLS, der sich mit der Text- und Überlieferungsgeschichte des erfolgreichsten Werks der mittelalterlichen deutschen Medizingeschichte befasst, auf den ersten Blick an das traditionelle Forschungsparadigma an (‚Zur Text und Überlieferungsgeschichte des ‚Arzneibuchs‘ Ortolfs von Baierland‘, S. 43–68). Indes schlägt er für seine Untersuchungen einen neuen Weg ein, der die ressourcenverschlingende Recherche aller erreichbaren überlieferungsgeschichtlichen Daten vermeidet: Er votiert, erstens, für die Aufhebung der Verbindung von überlieferungsgeschichtlicher Analyse und textgeschichtlicher Edition, zweitens, aufgrund der Erfahrung, dass die systematische Auswertung aller bekannten Textzeugen die immer gleichen Ergebnisse zutage fördert, für den Verzicht auf Vollständigkeit und, drittens, für die Konzentration auf wenige, aber repräsentative Handschriftenbestände. Während für die Ermittlung der räumlichen und zeitlichen Verbreitung eines Textes nach wie vor die systematische Zusammenstellung aller Textzeugen erforderlich ist – hier kann SCHNELL im übrigen den bisherigen Forschungsstand wiederholt korrigieren –, genügt für die typologische Klassifizierung der Ortolf-Handschriften – in Vollhandschriften, Kompilationen und Streuüberlieferung – die exemplarische Auswertung der Bestände der Bayerischen Staatsbibliothek München und der Universitätsbibliothek Heidelberg. Über die pragmatischen Verwendungszusammenhänge medizinischer Texte geben namentlich Exzerpte und Kompilationen Auskunft. Auch dafür genügen, wie der Beitrag zeigt, exemplarische Analysen, die eine zuverlässige Prognose für die Gesamtüberlieferung erlauben.

Vier Beiträge befassen sich mit dem Phänomen der Sammelhandschrift und ihrer buchtechnischen wie literarhistorischen Bedeutung:

JÜRGEN WOLF unternimmt auf den Seiten 69–81 den Versuch einer Klassifikation solcher handschriftlichen Textensembles und fragt, „was sich daraus für die Literatur-, Editions- und die Überlieferungsforschung ergibt“ (S. 70). Dabei unterscheidet er alte und neue, aus konservatorischen Gründen entstandene Buchbindersynthesen („Sammelbände“) von additiv, Texte ohne Bezug zueinander reihenden Sammelhandschriften und durchkomponierten, „synthetischen Sammlungen“ verschiedenen Grades, in denen der Einzeltext seine Konturen zunehmend verliert. Den Extrempunkt auf der Skala verschiedener Kombinationsmöglichkeiten stellt die Kompilation dar, in welcher der Einzeltext

nurmehr Quellenstatus hat. Die Erforschung solcher neuer Werkeinheiten, deren Einzeltexte auf die eine oder andere Art miteinander korrespondieren, steht freilich noch am Anfang; WOLFs Beitrag hebt jedenfalls verstärkt ins Bewusstsein, dass die planmäßigen Textensembles, wie es im thesenhaft zugeschnittenen Titel heißt, mehr sind als „die Summe der Einzelteile“.

Den Spezialfall eines additiv-synthetischen Textensembles stellen Liederhandschriften dar, und ein Sonderfall ist das Beziehungsgeflecht, das bei der Fixierung der Lieder im Medium der Schrift zwischen einzelnen Texten entsteht. STEFAN TOMASEK (‚Die Bedeutung der Medialität für das Textverständnis: Das Beispiel der ‚Würzburger Liederhandschrift‘, S. 83–99) zeigt, wie die Walther- und Reinmar-Überlieferung im Hausbuch Michaels de Leone miteinander in Beziehung gesetzt, nämlich als Dichterwettbewerb inszeniert ist. Das machen nicht nur paratextuelle Ergänzungen plausibel, sondern auch ausgeprägte intertextuelle Verweise auf Reinmar zu Beginn der Walther-Sammlung, die in einem geschlossenen Kleinzyklus von Reinmar-Liedern ihren Bezugspunkt finden. Unter methodischen Gesichtspunkten beinahe noch wichtiger ist die Beobachtung, dass auch durch das graphische Arrangement Lieder inhaltlich und motivisch in Bezug zueinander gesetzt werden und sich so gegenseitig kommentieren und interpretieren. Ob sich dieses Arrangement einem Plan des Redaktors bzw. Schreibers oder dem reinen Zufall verdankt, ist nicht zu entscheiden.

Vier Handschriften aus dem Augsburger Raum mit Predigten Meister Eckharts untersucht LAURENTIU GAFIUC (‚Hefte mit Predigten Meister Eckharts im Umlauf‘, S. 101–122): eine Predigtsammlung im Faszikel Bra<sub>2</sub>, die mit weiteren Vorlagen zu einem neuen und erweiterten Ensemble (bezeugt in den Handschriften Str<sub>3</sub> und Mai<sub>1</sub>) kombiniert wurde, aus dem wiederum drei Predigten ausgewählt und als eigenständiger Faszikel (B<sub>5</sub>) in ein Taulercorpus eingebunden wurden. Mit dieser Varianz der Ensembles, die in Kürzungen, Erweiterungen und Umschreibungen sichtbar wird, beschreibt GAFIUC gleichsam eine Textgeschichte auf zweiter Ebene. Als Vorstufe der Predigtsammlung vermutet er ein großes Corpus aus Basel, „aus dem bereits die Schreiber des 14. Jahrhunderts schöpften, eigene (sekundäre) Predigtsammlungen anfertigten und diese lagenweise verbreiteten“ (S. 118). Der Beitrag hat über den beschriebenen Fall hinaus insofern methodische Bedeutung, als er den Blick vom Einzeltext zur Textgruppe und von der Einzelhandschrift zur Handschriftengruppe lenkt und mit den Eckhart-Predigten die Erschließung und Rekonstruktion planmäßiger Textzusammenstellungen vorführt: Die an Einzeltexten entwickelten text- und überlieferungsgeschichtlichen Methoden lassen sich mit Gewinn auch auf Textensembles übertragen, die als ganzes abgeschrieben, bearbeitet und in neue Kontexte eingebunden wurden.

Wie aufschlussreich mikrophilologische Untersuchungen sein können, zeigt MARKUS VINZENT: ‚Meister Eckharts lateinische Texte, überlieferungsgeschichtlich gelesen – am Beispiel seiner Pariser Quästionen‘ (S. 123–133). Nach einem Überblick über die schmale lateinische Überlieferung, die um eine Entschärfung der inkriminierten Thesen bemüht war, rekapituliert er die Geschichte der Wiederentdeckung der vier Pariser Quästionen, die in einer vatikanischen Sammelhandschrift mit über 500 Quästionen, 1311–1314 in Paris zusammengestellt, enthalten sind. Die minutiöse Untersuchung der Handschrift konfrontiert nicht nur mit einem typischen Produkt der scholastischen Gelehrten-

kultur, sondern gewährt auch Einblick in den interaktiven Lehrbetrieb der Pariser Universität. Denn der Eintrag der Eckhartischen Quästionen auf einer radierten Quästio des späteren Franziskanergenerals Alexander von Alexandrien lässt den Schluss zu, dass Eckhart mit seinen Streitfragen eine franziskanische Lehrmeinung angegriffen hat. Seine Thesen stießen, wie die Wirkungsgeschichte zeigt, auf ein lebhaftes Echo. Die Parallelüberlieferung einer Quästio des Jacobus de Aesculo OFM lässt aber auch vermuten, dass die vatikanische Handschrift lediglich einen konzentrierten Textauszug der Eckhartischen Quästionen bewahrt hat.

Den gewichtigen Mittelteil des Bandes bildet ein knappes Dutzend Beiträge, denen es um die transdisziplinäre Weiterentwicklung des überlieferungsgeschichtlichen Ansatzes zu tun ist, sei es, dass sie Impulse aus anderen Forschungsfeldern aufnehmen, sei es, dass sie das überlieferungsgeschichtliche Konzept an Forschungsfeldern anderer Disziplinen austesten. Drei Beiträge versuchen auf je eigene Weise eine Engführung von Philosophie- und Überlieferungsgeschichte:

Mit welchem Gewinn der zeitgenössische philosophische Diskurs für Deutung und Verständnis textgeschichtlicher Befunde herangezogen werden kann, zeigt MICHAEL HOPF in seiner Studie zur sog. Legende ‚Meister Eckharts Tochter trifft den armen Menschen‘ (S. 135–151). Während das Gros der fünfzehn Handschriften „das spekulative Bedeutungspotential“ (S. 150) des Textes zurücknimmt und diesen in die allgemeine Frömmigkeitskultur des späten Mittelalters zurückbindet – dazu gehört auch die durchnummerierte Auslegung von neun als moralische Lehrsätze verstandenen Negationen, die sich zu den weitverbreiteten Formen einer „gezählten Frömmigkeit“ (ARNOLD ANGENENDT) fügt –, veranstaltet ein Textzeuge eine Umarbeitung im Sinne einer *relecture* der Eckhartischen Armutslehre. Was hier am Testfall der Eckhart-‚Legende‘ vorgeführt wird, bietet sich als Untersuchungsmethode namentlich für alle Rezeptionszeugnisse der deutschen Scholastik oder für katechetische Literatur an, „vor allem, wenn sie über einen langen Zeitraum überliefert wurden und dabei unter dem Einfluss wechselnder geistiger Strömungen standen“ (S. 150).

Unter begriffs- und ideengeschichtlichem Gesichtspunkt gewinnen plötzlich auch einzelne Lesarten eine neue Bedeutung. BEN MORGAN (‚Überlieferungsgeschichtliche Aspekte zur Geschichte des Individuums im 14. und 15. Jahrhundert, S. 153–162) legt das an der Überlieferung von Heinrich Seuses ‚Buch der Wahrheit‘ dar, in dem die personifizierte Wahrheit die Bedeutung des mit dem Reflexivpronomen verbundenen Verbs *lâzen* analysiert und dabei zu einer Substantivierung des Pronomens gelangt. Seuse hat den Ausdruck, so MORGAN, nicht als Anweisung zur praktischen Umsetzung von Eckharts Konzept der *gelâzenheit* verstanden, vielmehr als Anweisung zu einer reflektierten spirituellen Selbstkontrolle uminterpretiert. Eine heute in Augsburg aufgewahrte Handschrift des frühen 15. Jahrhunderts, die Seuses Text für ein weibliches Publikum adaptiert, hat das substantivierte, subjektorientierende *sich* freilich ausgelassen: vermutlich ein Schreibfehler, der aber vor Augen führt, dass man mit der Praxis spiritueller Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle, in die Seuse einüben wollte, nicht mehr vertraut war und statt dessen auf herkömmliche Praktiken der Frömmigkeit setzte. Deutlich wird an einem solchen Fall auch, dass Überlieferungsgeschichte und Ethik sich nicht immer säuberlich scheiden lassen.

Gleichfalls mit spekulativem Gedankengut setzen sich anonyme mystisch-asketische Traktate aus dem Umkreis Meister Eckharts auseinander, die in mittelhochdeutschen und mittelniederländischen Handschriften überliefert sind (DAGMAR GOTTSCHALL und LORIS STURLESE, „Altdeutsche Mystik in niederländischer Überlieferung. Zu anonymer Traktatliteratur im deutsch-niederländischen Kulturraum“, S. 163–183). Diese Traktate, die man lange Zeit nur als Steinbruch für die Eckhart-Philologie genutzt hat, sind aus der theologischen und kirchenpolitischen Diskussion nach dem Prozess gegen Eckhart hervorgegangen, diskutieren Eckhartische Texte und grenzen sich davon ab. Mit ihrer Untersuchung der Entstehungsumstände dieser Texte setzen GOTTSCHALL und STURLESE traditionell bei der Erfassung der Textzeugen und der Rekonstruktion der Überlieferungswege bzw. genetischen Abhängigkeiten an. Die auffälligen Überlieferungsbefunde, nämlich frühe Verbreitung der Traktate im niederländischen und brabantischen Raum, lassen sich, so die These, nur sinnvoll erklären, wenn man sich das geistig-intellektuelle Milieu vergegenwärtigt, aus dem sie erwachsen sind: Im Falle des ‚Geistbuchs‘ kommen nach Ausweis der Überlieferung Kölner Kreise in Frage, zumal die Dominikanerprovinz Teutonia die Niederlande mit einschloss, und Ähnliches gilt für den Traktat ‚Diu zeichen eines wärhaften grundes‘, der seinen Erfolg über die Sprachgrenzen hinweg ebenfalls dem Kölner Literaturbetrieb verdankt. Mit Untersuchungen wie diesen öffnet sich die Überlieferungsgeschichte für die Literaturgeschichte, zumal für eine den deutsch-niederländischen Kulturraum übergreifende.

Weitere drei Beiträge machen in je verschiedener Weise den überlieferungsgeschichtlichen Ansatz für die Inkunabel- und Frühdruckforschung fruchtbar. Das ist umso bemerkenswerter, als Inkunabeln und frühe Drucke in den theoretischen Überlegungen der Würzburger Forschergruppe (wenn auch nicht in der praktischen Umsetzung) nur eine Nebenrolle gespielt haben.

„Veränderungen der Überlieferungssituation durch den Medienwechsel um 1500 und mögliche textgeschichtliche Konsequenzen“ reflektiert UDO KÜHNE in seinem Beitrag ‚Von der Handschrift zum Druck, von der Fassung zur Auflage‘ (S. 185–196). Seinen Beobachtungen und Überlegungen, mit denen er bestehenden Forschungskonsens modifiziert, liegt lateinisches Material zugrunde. Als korrektur- und ergänzungsbedürftig erweist sich die weitverbreitete Annahme, dass der Wechsel eines Textes von der Handschrift zum Druck das Ende der Textgeschichte bedeute, ebenso die Hypothese, dass ein Text mit dem Druckbeginn, ähnlich wie in der abschriftlichen Buchkultur, dem Zugriff des Autors entzogen sei. Dass Autoren den Kontakt zu Verlag und Buchhändlern hielten und damit Autorbindung und Kontrolle über ihren Text (inklusive der Korrektur von Autorfehlern nach abgeschlossenem Druckvorgang) sicherten, zeigt KÜHNE am Beispiel des Florentiner Humanisten Angelo Poliziano. Auch in einem Konvolut, das der Tübinger Theologe Konrad Summenhart seinem Schüler Paul Volz schenkte, erweist sich der Rückgewinn der Autorhoheit über den Text: Der Band enthält neben Summenharts ‚Opus de contractibus‘ und seinem Zehntraktat auch ein Autograph mit aktualisierenden *additiones* zum gedruckten Traktat, mit denen gewissermaßen „autornahe ‚Entstehungsvarianten““ (S. 194) greifbar werden – freilich nur, wenn man überlieferungsgeschichtlich arbeitet, will sagen: alle erhaltenen Exemplare ansieht und nicht nur Ausgaben und Auflagen listet. Das wäre eine Aufgabe für die Zukunft: die systematische Erhebung aller

überlieferungsgeschichtlich relevanten Daten in der Drucküberlieferung (handschriftliche Einträge, Besitzervermerke, Widmungen, Annotationen usw.), um auf diese Weise die Grundlage für eine Publikationsgeschichte als wichtige Komponente der frühneuzeitlichen Literaturgeschichte zu schaffen.

Die Wechselwirkungen von Handschrift und Druck nimmt auch BERND POSSELT in den Blick: ‚Überlieferungsgeschichte und Inkunabelforschung. Handschrift und Druck in der Textgeschichte der ‚Schedelschen Weltchronik‘ (S. 197–222). Sein Beitrag formuliert zwei Thesen, die eine: Auch Drucke liefern unter Umständen eine Fülle überlieferungsgeschichtlicher Daten – Leserspuren, Besitzvermerke u. a. m. –, die es erlauben, Druckgeschichte als Überlieferungsgeschichte zu schreiben. Die zweite These: Die Textgeschichte eines Druckwerks ist nicht zum mindesten vom medialen Wechsel – von der Handschrift zum Druck und umgekehrt – geprägt. Während die erste These auch durch KÜHNES Beitrag bestätigt wird, konzentriert POSSELT sich auf die zweite These und verifiziert sie an der Produktion und Rezeption der ‚Weltchronik‘ Hartmann Schedels, die aufgrund einer besonders günstigen Überlieferungslage nahezu lückenlos zu erschließen sind. Am prominenten Beispiel der Stadtbeschreibung Nürnbergs zeichnet Posselt die Textgeschichte als einen dynamischen, über viele Stufen führenden Prozess; dieser reicht von der Auswahl der Vorlagen, Vorzeichnungen und Probedrucken der Abbildungen sowie Entwurfszettel und -fassungen mit Bearbeitungen unterschiedlichen Grades über die sich bereits am avisierten Layout des Drucks orientierende Reinschrift des Textes und ihre Korrektur (diese lateinische Druckvorlage war zugleich Vorlage für Georg Alts Übersetzung) bis hin zu Probedrucken, Erstdruck, Nachdrucken, handschriftlichen Modifikationen in den Drucken und schließlich den Abschriften von Auszügen und deren Einarbeitung in neue Kompilationen. Bemerkenswert ist der Befund, über den Einzelfall hinaus, dass nahezu alle Phasen der Textproduktion wie -rezeption von einem intensiven Miteinander von Handschrift und Druck und damit von einem intensiven medialen Austausch geprägt waren. Damit wird bestätigt, was in der Inkunabelforschung erst in jüngerer Zeit verstärkt Beachtung gefunden hat.

Haben schon die letzten beiden Beiträge den überlieferungsgeschichtlichen Ansatz um eine intermediale Perspektive erweitert, so geschieht dies bei JOACHIM HAMM pointiert mit Blick auf konstitutive Text-Bild-Beziehungen. Die Varianz dieses „intermedialen Gefüges“ beschreibt er am Beispiel von Sebastian Brants ‚Narrenschiff‘ (‚Intermediale Varianz‘, S. 223–240), wobei er sich auf die deutschen Ausgaben vor 1500 beschränkt: auf die autorisierten Basler Ausgaben von 1494, 1495 und 1499, den Nürnberger Nachdruck von 1494 und die sog. interpolierte Straßburger Fassung von 1494/95. Textvarianten zeigen sich bereits in der Auflage des Erstdrucks, was auf Autoreingriffe während des Druckprozesses schließen lässt; für die zweite autorisierte Auflage werden Text- und Bildbestand erweitert; die Varianz der autorisierten Auflagen von 1499 bis 1512 erstreckt sich hingegen im wesentlichen auf Bild und Typographie, während der Text selbst weitgehend stabil bleibt. Der Nürnberger Nachdruck unmittelbar nach Erscheinen des Erstdrucks bedeutet nicht nur eine Frankonisierung der ‚Narrenschiff‘-Verse, sondern auch eine tiefgreifende Umgestaltung des medialen Arrangements. Vollends in Fahrt kommt der überlieferungs- und textgeschichtliche Prozess mit den in Straßburg entstandenen Nachdrucken. Sie weisen gravierende Änderungen in Layout, typographischer Ausstattung,



Text und Paratexten auf, mit duplizierten Textpassagen und mehrfach verwendeten Holzschnitten, die über den Text hinweg paradigmatische Verknüpfungen ganz eigener Art erzeugen.

Zwei Beiträge stellen die Bedeutung des überlieferungsgeschichtlichen Paradigmas für Forschungsgebiete heraus, die sich in der Obhut von Historikern und Literaturwissenschaftlern (vor allem Latinisten) gleichermaßen befinden. ANDREAS BIHRER skizziert unter dem Titel ‚Variable göttliche Offenbarungen‘ (S. 241–261) „(ü)berlieferungsgeschichtliche Perspektiven der Forschung zu Visionen und Jenseitsreisen im Mittelalter“, mithin zu einem massenhaft in ganz Europa verbreiteten Texttyp. Ausgangspunkt ist der paradoxe Befund, dass mittelalterliche Offenbarungstexte, lateinische und volkssprachliche, die mit dem Geltungsanspruch höchster Authentizität einhergingen, oftmals in verschiedenen Versionen kursierten, mehr noch: in standardisierte Textformate umgeschrieben, aktualisiert und rekontextualisiert wurden. Dies gilt für den Einzeltext ebenso wie für ganze Sammlungen. Ein programmatisches Votum der Visionsforschung mit Bezug auf das überlieferungsgeschichtliche Paradigma fehlt indes. Auch eine systematische text- und überlieferungsgeschichtliche Aufarbeitung des heterogenen Textcorpus, die Aufschluss über die Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte mittelalterlicher Gemeinschaften verspricht, bleibt eine Aufgabe für die Zukunft; ebenso ist eine editorische Erschließung, gegebenenfalls mit digitalen Mitteln, in vielen Fällen noch Desiderat. Viel verspricht BIHRER sich in dieser Hinsicht von der Verknüpfung der text- und überlieferungsgeschichtlichen Analyse mit der Medialitäts- und Intermedialitätsforschung sowie mit dem Paradigma der Performanz und des Kulturtransfers.

Auch das umfangreiche und vielgestaltige Werk Eneas Silvius Piccolominis, des späteren Papstes Pius II., bietet sich für überlieferungsgeschichtliche Untersuchungen an; diese sind, wie CLAUDIA MÄRTL (‚Eneas Silvius Piccolomini überlieferungsgeschichtlich gelesen‘, S. 263–281) unmissverständlich formuliert, „selbstverständliche Voraussetzung“ (S. 267) für das Verständnis des Werks und seiner Wirkung. Ein Gutteil der Piccolomini-Philologie hat dieses Paradigma freilich bis heute nicht wahrgenommen. Welche Nachteile daraus erwachsen oder positiv ausgedrückt: welchen Erkenntnisgewinn die Einbeziehung überlieferungsgeschichtlicher Methoden bringt, illustriert MÄRTL an drei Beispielen: Für das Gedicht ‚Virgo theutonicis multum celebrata sacellis‘ war bisher nur ein Textzeuge, eine Handschrift Hartmann Schedels, bekannt, zu dem sich nun auf Anhieb dank elektronischer Recherche sechs weitere Textzeugen gefunden haben. Sie lassen einen gänzlich anderen, nämlich religiösen Interessenhorizont erkennen; außerdem erlauben sie eine genaue Datierung des Gedichts auf 1456, das Jahr vor der Erhebung Piccolominis zum Kardinal. Der Brieftraktat ‚De miseriis curialium‘ (1444/45) zog zwar immer schon, wegen seiner Hofkritik, ein lebhaftes Forschungsinteresse auf sich, seine Überlieferung aber, die über Entstehung, Rezeption und alternative Fassungen Auskunft gibt, hat man nicht in Augenschein genommen; dies wird nun im Beitrag nachgeholt. Von der frühestens Ende 1461 entstandenen ‚Epistola ad Mahumetem‘, 2001 auf der Grundlage von 40 Handschriften und zwei Inkunabeln ediert, hat MÄRTL mittlerweile 99 Handschriften und 15 Drucke ermittelt, darunter auch die offizielle Fassung letzter Hand. Der Überlieferungskontext, ein Papstbriefcorpus, lässt nur den Schluss zu, dass der ‚Epistola‘ „größtmögliche Autorität und Publizität“ (S. 279) gesichert werden sollte.

Gelesen wurde sie, auch das haben MÄRTLs Untersuchungen ergeben, unter literarisch-ästhetischen Gesichtspunkten, als Dokument der religiösen Unterweisung oder als historiographisches Zeugnis.

Prädestiniert für überlieferungsgeschichtliche Untersuchungsmethoden sind auch die Gegenstände der mediävistischen Musikwissenschaft, zeichnen sie sich doch gleich durch doppelte Varianz, in Text und Melodie, aus. Hochvariant tradiert ist u. a. das sog. Neue Lied, dem KONSTANTIN VOIGTs Studie („Chancen und Grenzen des überlieferungsgeschichtlichen Paradigmas für eine Edition des ‚Neuen Liedes‘“, S. 283–305) gewidmet ist. Was gemeint ist, veranschaulicht er am Beispiel des Weihnachtsliedes ‚In hoc anni circulo‘, das mit unterschiedlichem Strophenbestand und in verschiedenen Funktionen und Gattungen, etwa als Conductus, Hymnus und Lauda, sowie in lateinischen und volkssprachigen Fassungen in unterschiedlichen melodischen Konzepten und unterschiedlichem performativen Zuschnitt überliefert ist. Wie wäre eine solche Vielfalt editorisch adäquat darzustellen? Auch aus der Sicht des Musikwissenschaftlers verbietet sich eine „werk- und autorzentrierte Rekonstruktion“ (S. 298), mit welcher der Blick auf die historischen, kulturell und funktional bedingten Differenzen der einzelnen Fassungen und damit auf ihren ‚Sitz im Leben‘ und das historische Textverständnis verstellt würde. Eine Textgeschichte zu schreiben ist freilich nur mit einer gesicherten Erstfassung möglich, und sie fehlt im Falle des Weihnachtsliedes: Hier ist schon die Ausgangsmelodie aufgrund performativer Spielräume unfest. Geboten ist, wie VOIGT resümiert, die editorische Darstellung aller Fassungen, gegebenenfalls im Zusammenspiel von Druckausgabe und digitalem Medium; letzteres wäre vor allem für die Abbildung umfangreicher, netzwerkartiger Liedtraditionen unabdingbar.

FRANZ-JOSEF HOLZNAGEL unternimmt es, die Liederbücher des 15. und 16. Jahrhunderts systematisch in ihrem kulturellen und sozialen Kontext zu verorten und damit KURT RUHS an pragmatischer Prosa entwickeltes Programm, Überlieferungsgeschichte als eine erweiterte Form der Literaturgeschichte zu betreiben, auf die Lyrik zu übertragen, was auch heißt: die Gattungsgeschichte der spätmittelalterlichen Lieddichtung neu zu akzentuieren („*wil gi horen enen sanck?* Zum Konzept einer Medienkulturgeschichte der Lyrik in den handschriftlichen, weltlichen Liederbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts“, S. 307–336). Zugleich ist dies der Versuch, die Liederbücher vor dem Hintergrund eines ausdifferenzierten lyrischen Diskurses und unterschiedlicher medialer Formate zu würdigen. Der Vergleich mit älteren und zeitgenössischen Lyrikhandschriften erlaubt es, für die Liederhandschriften ein eigenes Profil zu zeichnen: Geringes Ausstattungsniveau und anonyme Aufzeichnung sind Indikatoren für praktischen Gebrauch. Was die Inhalte angeht, so werden neben den traditionellen Werbe- und Tageliedern Schwanklieder, Lieder zum Tanz und gemeinschaftlichen Umtrunk sowie Lieder mit historischen und moralisierenden Inhalten bevorzugt. Freilich wurden, wie HOLZNAGEL am Beispiel des ‚Rostocker‘ und des ‚Königsteiner Liederbuchs‘ erläutert, aus den verschiedenen ‚Registern‘ je eigene Ensembles zusammengestellt, die den literarischen Bedürfnissen der Auftraggeber und Besitzer Rechnung tragen. Bereits jetzt zeichnen sich auch erste Konturen einer Wirkungsgeschichte ab: Topographisch verschiebt sich der Schwerpunkt der Liederbuchproduktion im 16. Jahrhundert vom oberdeutschen Sprachgebiet in das Rhein-Maas-Gebiet. Weniger überraschen kann der Befund, dass sich die Benutzer aus Adel und

städtischer Oberschicht rekrutierten. Die kollektive Rezeption der in den Handschriften überlieferten Lieder – auch das lässt die Auswertung der Überlieferungsgeschichtlichen Daten erkennen – stiftet soziale Netzwerke, die Gruppenidentität befördern.

WIE REGINA TOEPFER eingangs darlegt, hat die Erforschung des spätmittelalterlichen geistlichen Spiels eminent von der Kombination von Überlieferungsgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen profitiert. In ihrem Beitrag (*„Theater und Text in der Frühen Neuzeit“*, S. 337–352) lotet sie aus, inwieweit daraus nicht auch neue Impulse für die Erforschung des Dramas im 16. Jahrhundert zu gewinnen wären, die, aufs Ganze gesehen, immer noch in den Kinderschuhen steckt. Nicht nur fehlt eine umfassende Bestandsaufnahme, sondern auch eine systematische Erhebung aller Überlieferungsgeschichtlichen Daten, von den zeitgenössischen Dramenbezeichnungen und Rezeptionshinweisen in Paratexten über exemplarspezifische Benutzerspuren bis zu den Textensembles, in denen der Einzeltext überliefert wird. Dass solche *„Mitüberlieferung“* bekanntlich Rückschlüsse auf das zeitgenössische Textverständnis erlaubt, belegt TOEPFER anhand von Naogeorgs *„Pammachius“*. Rebhuns *„Susanna“* hingegen ist Beispiel für metrische und inhaltliche Texteingriffe, die ein Wormser Drucker vorgenommen hat, während seine *„Hochzeit zu Cana“*, ursprünglich als Lesedrama konzipiert, vom Autor selbst für die Bühne umgearbeitet wurde – beides Belege dafür, dass Textgeschichte nicht beim Druck endet.

Nicht nur der Überlieferungsgeschichtliche Ansatz, auch theoretische Überlegungen zum Textbegriff im Mittelalter haben das von der klassischen Textkritik entwickelte Editionsmodell weitgehend obsolet werden lassen. Die Frage, wie man editorisch angemessen mit heterogenen Überlieferungsbefunden verfährt und welche Konsequenzen unter Umständen aus der Informationsfülle, die digitale Darstellungsmöglichkeiten bieten, zu ziehen sind, problematisieren die drei Beiträge, die den Band beschließen.

MICHAEL STOLZ (*„Von den Fassungen zur Eintextedition. Eine neue Leseausgabe von Wolframs ‚Parzival‘“*, S. 353–388) skizziert zunächst die Grundlinien der neuen Überlieferungskritischen Ausgabe von Wolframs *„Parzival“*, die derzeit unter seiner Leitung erarbeitet wird. Zugrundegelegt sind die Kriterien, die seinerzeit von der Würzburger Forschergruppe für text- und Überlieferungsgeschichtliche Editionen entwickelt wurden: die Berücksichtigung aller Textzeugen als Denkmäler historischen Gebrauchs, die – soweit möglich – hierarchische Ordnung von Fassungen und Handschriftengruppen und das Leithandschriftenprinzip. Umgesetzt werden diese Kriterien nun allerdings mit den Darstellungsmöglichkeiten, wie sie elektronisch heute zur Verfügung stehen. Die neue Edition des *„Parzival“* unterscheidet vier frühe Fassungen mit je eigenem *„Gestaltungswillen“*, die durch digitale Faksimiles und Transkriptionen sowie durch digitale Editionen einzelner Textzeugen ergänzt werden. Die Informationsfülle, die ein solches theoretisch fundiertes, stringentes Editions-konzept generiert, macht wiederum einen Lesetext notwendig, *„der es den Benutzern ermöglicht, mit einer einzelnen Textversion zu arbeiten und dabei doch die Vielfalt der Textüberlieferung im Blick zu behalten“* (S. 359). Wie ein solcher Lesetext konstituiert werden könnte, ohne die komplexe Text- und Überlieferungsgeschichte aus dem Blick zu verlieren, stellt STOLZ mit seinem Beitrag zur Diskussion. Dass sich seine neue Leseausgabe von KARL LACHMANNs *„Parzival“*-Text gar nicht so sehr unterscheidet, liegt vor allem an der Wahl der gleichen Leithandschrift.

Vor ganz andere Probleme stellt die Überlieferung der Dietrichepen, die als prominentes Beispiel für die semi-orale Überlieferungskultur des Mittelalters gelten dürfen. Überliefert sind, wie ELISABETH LIENERT schreibt, Fassungen und Versionen „mit unterschiedlichem Textbestand und Wortlaut, teils mit unterschiedlichem Handlungsverlauf und unterschiedlicher Sinnkonstitution“ (‚Konzeptionelle und praktische Probleme der Dietrichepek-Edition‘, S. 389–399, hier S. 389), die sich auf keinen gemeinsamen Ausgangstext beziehen lassen. Die Kategorie des Autortextes findet hier, anders als beim höfischen Roman, von vornherein keinen Platz. Die Edition hat vielmehr der textuellen Heterogenität und ihren möglichen entstehungsgeschichtlichen Gründen Rechnung zu tragen; in der Regel bietet sich darum die „überlieferungsnahe“ Edition von mehreren Fassungen an (ebd.). Darüber, wie im Einzelfall die intrikaten überlieferungsgeschichtlichen Probleme entschieden wurden, gibt LIENERTs Werkstattbericht zur systematischen editorischen Neuerschließung der Dietrichepek Auskunft.

Mit philologischen Problemen, vor die schon die klassische Textkritik gestellt war, setzt sich unter den die Textzeugen ernstnehmenden Vorgaben von Überlieferungsgeschichte, ‚New‘ und ‚Material Philology‘ der Beitrag von MANUEL BRAUN, SONJA GLAUCH und FLORIAN KRAGL auseinander: ‚Grenzen der Überlieferungsnähe. Aus der Werkstatt der Online-Edition ‚Lyrik des deutschen Mittelalters‘ (LDM)‘ (S. 401–423). Drei Problemfälle werden besprochen, in denen die Handschriften jeweils uneindeutige Informationen geben: die Abbrivatur *vñ* für die Konjunktion *vnd* bzw. *vnde*, ein Problem der textuellen Einheit, das am Beispiel zweier in Handschrift C unter Friedrich dem Knecht, in A unter Leuthold von Seven überlieferter Strophen diskutiert wird, und anhand der Überlieferung eines Lieds Ulrichs von Liechtenstein die Frage nach dem Tonschema. Überzeugende, auch texttheoretisch unterfütterte Argumente führen zu dem Schluss, dass sich nicht nur eine generalisierende Regel, wie die Kopula aufzulösen sei, verbiete; es verbietet sich auch die konjekturealkritische Zurichtung der Friedrich der Knecht- bzw. der Leuthold-Strophen auf eine spezifische Form (und damit die Herstellung einer Liedeinheit), und Ähnliches gilt für das Lied Ulrichs. Textkritik wird so, als was sie ursprünglich gedacht war: „eine Logik der Unterscheidung“ (S. 423), die allerdings nicht mehr nach vorgefassten Kriterien zwischen authentischen und verderbten Lesarten differenziert, sondern die mittelalterliche Textkultur in ihrer Uneindeutigkeit belässt.

Die Tagung, aus der dieser Band hervorgegangen ist, konnte mit Unterstützung der C. H. Beck Stiftung, München, und des Verlags Walter de Gruyter, Berlin, durchgeführt werden. Für die Förderung möchten wir auch an dieser Stelle nochmals ein herzliches Dankeschön sagen. Großen Dank schulden wir aber auch allen, die für ein zügiges Erscheinen dieses Bandes gesorgt haben: Es sind dies in erster Linie die Autoren, ferner Julia Halbleib und Christopher Köhler M. A. vom Würzburger Lehrstuhl für deutsche Philologie, die das Register erstellt haben, und nicht zuletzt der Reichert Verlag, Wiesbaden, der das Buch in sein Verlagsprogramm aufgenommen und für eine rasche Drucklegung gesorgt hat.